

GEIST UND GESTALT

BIOGRAPHISCHE BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE
DER BAYERISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
VORNEHMLICH IM ZWEITEN JAHRHUNDERT
IHRES BESTEHENS

ERSTER BAND
GEISTESWISSENSCHAFTEN

C. H. BECK'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG
MÜNCHEN 1959

DIE GESCHICHTSWISSENSCHAFT

Von Franz Schnabel

Aus mancherlei Motiven und Interessen beschäftigt der Mensch sich mit der Vergangenheit, und in vielfacher Weise entspricht die Wissenschaft diesem Bedürfnis; denn gerade hier ist jede Methode bestreitbar und keine allgültig. In den zweihundert Jahren, auf die unsere Akademie der Wissenschaften zurückblickt, haben in ihr drei gültige Arten geschichtswissenschaftlichen Bemühens einander abgelöst. Zuerst, noch im 18. Jahrhundert, ist es die akademische und im eigentlichen Sinne gelehrte Geschichtsforschung, alsdann folgte eine aus der wissenschaftlichen Romantik stammende Geschichtsschreibung, und schließlich ist in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die mit methodischer Kritik arbeitende dokumentarische Forschung in Deutschland herrschend geworden und hat auch in anderen Ländern Europas Schule gemacht.

Wir beginnen demgemäß unseren Bericht mit den Forschern und Publikationen, die aus dem Archivgewölbe eines fürstlichen Hauses oder eines Hochstiftes oder einer Reichsstadt Urkunden, Akten und Chroniken zutage förderten und sie in stattlichen Folianten ausbreiteten, um so das Territorium oder die Korporation zu „illustrieren“, zu beleuchten, Licht darüber zu bringen. Dies war nur möglich, wenn die alten Dokumente sachgemäß bearbeitet und interpretiert wurden, wenn sie also aus der vollen Kenntnis der sogenannten historischen Hilfswissenschaften nach dem schon damals erreichten Stande entziffert und datiert wurden, Schrift und Siegel geprüft und inhaltlich jeder Satz verglichen wurde mit allem, was bisher schon aus älteren Forschungen gewonnen war. Es erforderte diese Arbeit Gelehrsamkeit im eigentlichen Sinne des Wortes, nämlich die genaue Kenntnis der ganzen wissenschaftlichen Literatur und jeder einzelnen zugehörigen Angabe auch an den entlegensten Stellen.

Solch einen Polyhistor findet man im 18. Jahrhundert fast an jedem Hofe, bald hat er auch schon mit Vorliebe auf historische Studien sich spezialisiert. Da jedoch diese enorme Arbeit nur selten von einem einzelnen geleistet werden konnte, so entstand hier ein besonders fruchtbares Betätigungsfeld der Akademien, das die Notwendigkeit ihrer Existenz bezeugte.

Noch war die historische Kritik nicht gefunden oder nur erst in den Anfängen, obwohl Niebuhr, dem sie verdankt wird, einzelne Vorgänger hat. Noch begnügten diese Polyhistoriker sich damit, die Vorgänge aus mehreren Quellen auszugleichen; sie dachten nicht daran, die Geschichte der Überlieferung eines Vorganges zu erforschen, um seine Richtigkeit zu erproben; sie nahmen ihn als richtig oder unrichtig, je nachdem er ihnen möglich erschien oder nicht. Alles an den Werken dieser Art von Geschichtsschreibung – die Aufgabe, die fürstlichen Auftraggeber, die Polyhistoriker als Bearbeiter und nicht zuletzt die meist prunkvolle Ausstattung – weist auf das Zeitalter des Barocks.

Die Folianten dieser barocken Geschichtsforschung verstauben heute in endlosen Reihen auf den Gestellen alter Bibliotheken. Niemand liest sie. Die Staatsakten, die einst durch die Gunst Serenissimi zugrunde gelegt werden konnten, sind heute im Original jedermann zugänglich, der Inhalt jener Bücher ist daher aus der unmittelbarsten Quelle bekannt, wenn nicht gar lückenhaft oder überholt, und die Darbietung ist, weil alles Geschehen pragmatisch auf die aus den Akten sich ergebenden Taten zurückgeführt ist, meist trocken und reizlos. Samuel Pufendorf ist vielleicht noch der bedeutendste Schriftsteller unter ihnen. Nachdem er das Reich in seiner unförmigen Weite und seiner aller bundesstaatlichen Einheit noch ganz fern, lockeren Form als „monstro simile“ gekennzeichnet und dem überblickbaren, streng monarchischen Staat als dem Gebilde der Zukunft sich zugewandt hatte, ist Pufendorf in schwedischen Diensten der Geschichtsschreiber Gustav Adolfs geworden und hat dann im brandenburgisch-preußischen Dienste aus den dortigen Akten zusammengestellt die Taten Friedrich Wilhelms, „magni principis electoris“: aus dem Titelblatte jenes Geschichtswerkes ist der vom Hofhistoriographen gespendete Ruhm als ständige Bezeichnung in alle Lehrbücher übergegangen. Neben Pufendorf kann als zweiter noch Leibniz genannt werden; denn er erhielt in Hannover den Auftrag, die Geschichte der Welfen zu schreiben. Er forschte, wie man aus seinen umfangreichen Quellenpublikationen feststellen kann, in bayerischen Klöstern und auch im Archiv von Venedig; aber er verliert sich vom Hundertsten ins Tausendste und hätte auch dann nicht fertig werden können, wenn er nicht philosophiert hätte.

Günstiger wird das Bild, wenn wir uns der Mitte des 18. Jahrhunderts nähern, als die vier Akademien der Wissenschaften – an Göttingen, Erfurt, München und Mannheim – gegründet wurden. Damals hat Johann Daniel Schöpflin, Professor der Geschichte und Eloquenz an der Universität Straßburg und „Historiographe du Roi“, seine „Alsatia illustrata“ aus Archiven und Bodenfunden zusammengestellt und seinem angestammten Landes-

herrn, dem Markgrafen Karl Friedrich von Baden, die „*Historia Zaringo-Badensis*“ in der gleichen Methode verfaßt. Er gibt eine Topographie des Landes, die durchleuchtet ist durch „illustrierende“ Quellenstellen über Dörfer, Städte, Straßen. Goethe, der als Straßburger Student den greisen Gelehrten beobachtet hat, wie er im Hofe des Thomasstiftes eine Ansprache an die Kommilitonen hielt, hat uns die anmutige Szene übermittelt; und auch aus den Briefen Schöpflins, die RICHARD FESTER gesammelt und 1906 herausgegeben hat, tritt uns die würdige Gestalt des Mannes nahe. Die beiden prächtigen Werke Schöpflins werden auch heute noch konsultiert, denn der Verfasser behandelt die Frühzeit des oberrheinischen Landes, er ist da in der Landschaft ganz zu Hause, er kennt den totalen Bestand an Überresten und an Nachweisen aus den antiken Schriftstellern und übermittelt die wertvollsten Beobachtungen. Aber er kam doch zum Ergebnis, daß er ein drittes Werk dieser Art nicht mehr auf sich nehmen könne und überhaupt eine solche Aufgabe die Kraft eines einzelnen Forschers übersteige.

Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz wollte nämlich hinter seinen Nachbarn, dem allerchristlichsten König und dem badischen Markgrafen, nicht zurückstehen; er wünschte sich ein Pendant zu den beiden repräsentativen Werken des berühmten Straßburger Professors. Schöpflin dürfte sich jedoch außerstande erklärt und wohl darauf verwiesen haben, daß dazu eine gelehrte Gesellschaft gestiftet werden möchte. Da wurde in München, in der Residenzstadt der anderen wittelbachischen Linie, die Bayerische Akademie der Wissenschaften gegründet. Der Stiftungsbrief ist, wie erwähnt, vom Kurfürsten Maximilian III. Joseph unterzeichnet mit Datum vom 28. März 1759. Im August dieses Jahres hatte dann Schöpflin die erste, dreistündige Audienz beim Kurfürsten Karl Theodor, und zwar in Schwetzingen. JOHANN GEORG LORI*, der Sekretär der Bayerischen Akademie, hatte ihm die Statuten der neuen Gründung zugesandt. Schöpflin schreibt an Lori am 28. August 1759, der Brief ist in den „Mannheimer Geschichtsblättern“ 1906 gedruckt: „C'est à Schwetzingen que j'ai appris la première nouvelle de l'érection de cette académie. Elle m'a donné l'occasion d'animer Son Altesse Electorale Palatine d'en ériger une aussi dans ses états“. Schon standen in den pfälzischen Landen zwei Gelehrte zur Verfügung, die in der Quellenforschung sich auskannten und so bekannt waren, daß sie soeben unter die ersten Mitglieder der Bayerischen Akademie aufgenommen worden waren. Unsere Liste von 1759 weist aus den Bibliothekar und Geschichtspräsident am Hofe zu Zweibrücken GEORG CHRISTIAN CROLLIUS, ursprünglich mit Namen Kroll: er war ein vorzüglicher Lateiner, der die Quellen zur Geschichte der Römer am Rheine kannte und sehr verdient war um die berühmte Zweibrücker Ausgabe antiker Klassiker, die weit verbreitete Bibliotheca Bipontina. Ferner

finden wir in der Münchener Liste von 1759 noch den kurpfälzischen Hofhistoriographen JAKOB CHRISTOPH KREMER in Mannheim; er entstammte einem wohlhabenden Hause der Reichsstadt Worms, war ganz unabhängig und so gestellt, daß er alle seine Zeit seinem Geschichtswerk über Friedrich den Siegreichen von der Pfalz widmen konnte; das stattliche Werk ist 1765 in zwei Bänden im Druck erschienen mit einem umfangreichen Anhang vorzüglich kopierter Texte von Urkunden; bis heute ist es unentbehrlich.

Die Vorbedingungen für die Begründung einer Akademie der Wissenschaften waren am kurpfälzischen Hofe auch auf naturwissenschaftlichem Gebiete günstig. Es hat aber doch noch drei Jahre gedauert, bis die Akademie ins Leben trat. Schöpflin empfahl dem Kurfürsten seinen Schüler, den Elsässer Andreas Lamey, der ganz in seine Methode eingearbeitet war. Dieser wurde zum „secretarius perpetuus“ der Akademie, also zum wissenschaftlichen Leiter ernannt und ist es während der ganzen Zeit, da die Akademie bestand, fast vierzig Jahre lang, geblieben. Schöpflin wurde Präsident der Akademie – was nur eine Ehrenstellung war, von der eine aktive Arbeit oder auch nur der Wohnsitz in Mannheim nicht erwartet war.

Die beiden Akademiegründungen der Wittelsbacher – in München 1759 und in Mannheim 1763 – sind also nicht ohne enge Berührung miteinander geschehen. Ausdrücklich wird bei der feierlichen Eröffnung in Mannheim Bezug genommen auf die Schwester in München: „Boica, germana et amicissima Theodora Palatinae soror“! Die Akademien in München und in Mannheim wurden ganz unabhängig von den Landesuniversitäten zu Ingolstadt und zu Heidelberg errichtet: „praeter antiquissimam nostram Universitatem Heidelbergensem“ – heißt es im Stiftungsbrief, datiert aus Mannheim den 15. Oktober 1763 – „diplomate hoc nostro solemni novum doctorum virorum collegium instituimus“. Und beide akademische Kollegien hatten auch die gleichartige Bestimmung, welche lautete: die Wissenschaft steht im Dienste des Gemeinwohls! Für die historische Klasse und ihre Forschungen hieß dies, daß die Geschichte die Lehrmeisterin des Lebens ist; damit sie dies werden kann, sind zunächst die geschichtlichen Tatsachen zu eruieren, und diese kann man nur erkennen, wenn man bis zu den Anfängen zurückgeht. Es ist nach dem in der Einleitung unserer Festschrift Gesagten nicht nötig, nochmals darzulegen, wie da eigentlich jeder Satz falsch ist. Denn die Wissenschaft ist nicht nur angewandte Wissenschaft, und die Geschichtswissenschaft ist nicht nur oder auch nur vorzugsweise Lehrmeisterin, sondern zu ihrem erfolgreichen Studium gehört auch die Freude, die das Erkennen und das Staunen über das Gefundene bereiten, und es ist auch ein ästhetischer Genuß, durch den Reichtum der Jahrhunderte zu wandern. Die Anfänge aber zu studieren führt selten zu einem Ziele, denn alle

Anfänge sind dunkel und von den Beteiligten oft sehr sorgfältig zugedeckt. Es genügt uns hier festzustellen, daß nun zwei Akademien da waren, die im Sinne der beiden fürstlichen Stifter den Schwerpunkt ihrer gelehrten Arbeit im Studium der Landesgeschichte, der Territorialgeschichte fanden und dabei mit der gleichen Methode und dem gleichen Ziele die Frühzeit des bayerischen und des rheinischen Landes zu erhellen begannen; das Territorium des Kurfürsten von der Pfalz reichte ja von Bretten bis Bacharach und Caub, und auch Düsseldorf gehörte dazu, aus dem Neuburg'schen Erbe. Wie stark der Fortgang der Wissenschaften an die kurpfälzische Akademie geknüpft blieb, obwohl diese schon mit dem Anfall der Kurpfalz an Baden 1803 erloschen ist, kann man in vorzüglichen Monographien nachlesen. Denn die Geschichte der naturwissenschaftlichen Forschungen ist schon vor einem halben Jahrhundert von Adolf Kistner mustergültig aus den „Acta Academiae Palatinae“ herausgearbeitet worden; und die Geschichte der Geschichtsforschung in der kurpfälzischen Akademie hat jetzt Peter Fuchs in München dargestellt; das stattliche Werk – „Palatinatus illustratus“ betitelt – wird gegenwärtig durch die „Gesellschaft der Freunde Mannheims und der ehemaligen Kurpfalz“ in einem Mannheimer Verlage gedruckt.

Schwieriger ist es, von den Historiographen der Kurbayerischen Akademie einen lebendigen Eindruck zu erwerben. Die kurpfälzischen Akademiker, die zur gemeinsamen Forschung sich zusammenfanden und die Arbeit in Gang hielten – Andreas Lamey, Georg Christian Crollius und Jakob Christoph Kremer – gingen ganz in ihrem gelehrten Berufe auf, sie waren Protestanten, und zwar Lutheraner, kümmerten sich nicht um die Politik des Landes und nicht um den konfessionellen Hader, der auch noch unter Karl Theodor zwischen der kurfürstlichen Verwaltung in Mannheim und dem reformierten Kirchenrat in Heidelberg ausgetragen wurde. Diese Gelehrten widmeten sich unter dem Protektorate des Landesherrn ganz der Entzifferung von Handschriften, dem Ausbau der historischen Hilfswissenschaften und – da sie auf altem Römerboden zu forschen hatten – den Nachweisen der lateinischen Autoren; sie wuchsen an ihren Aufgaben. GEORG HEINRICH PERTZ und seine Schule haben immer dankbar anerkannt, welche wertvolle Vorarbeit ihnen durch die kurpfälzischen Akademiker geleistet worden war. Die bayerischen Geschichtsforscher dagegen waren katholische Geistliche, und darunter befanden sich auch viele hohe Prälaten; sie standen nicht nur in dem stillen Dienste an Kodizes und Pergamenten, sie gehörten zu den Regierenden und Verantwortlichen im Herzogtum oder in den Reichsabteien, sie waren entweder wie LORENZ VON WESTENRIEDER* mehr Publizisten der Aufklärung als Forscher oder sie standen in der vordersten Front, gegen die sich der Ansturm der Aufklärung richtete. Sie waren Träger und Reprä-

sentanten der Kultur des Barocks, von dieser aber hat sich die Geschichte Europas schon seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, schon seit den Anfängen der Bayerischen Akademie und der Aufklärung fortbewegt.

Immerhin ist der bedeutendste Gelehrte unter den schon 1759 in der ältesten Liste unserer Akademie genannten Mitgliedern so verdient um die historische Forschung, daß sein Andenken auch heute noch nicht erloschen ist. FROBENIUS FORSTER*, Fürstabt zu St. Emmeram, hat gemeinsam mit seinen Mönchen die berühmte Ausgabe der Werke Alcuins zustande gebracht: "Beati Flacci Albini seu Alcuini abbatis Caroli Magni regis ac imperatoris magistri opera", gedruckt in Regensburg 1777. Sie hat zur Grundlage eine erste Ausgabe des 17. Jahrhunderts, welche besorgt ist „a viro clarissimo D. Andrea Quercetano“, also von André Duchesne. Die Werke sind nach der Erstausgabe „de novo collecta, multis locis emendata et opusculis primum repertis plurimum aucta variisque modis illustrata“. Die Ausgabe ist angefertigt „cura et studio Frobenii, Sacri Romani imperii principis et abbatis ad St. Emeram Ratisbonae“. Dies alles erfahren wir aus dem Titelblatt des zweibändigen prunkvollen Werkes. Wenn wir die Forschung über Alcuin verfolgen, dann sehen wir, wie unentbehrlich diese Ausgabe bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Zeugnis davon geben Anton Schönbach in seiner Geschichte der Evangelienkommentare (1903), Paul Lehmann in seinen von unserer Akademie herausgegebenen Bibliothekskatalogen des Mittelalters (1918), Bernhard Bischoff in seinen Forschungen über das Kloster Chelles an der Marne, dem Gisla, die Schwester Karls des Großen vorstand (1957) und als jüngste Forschung auf diesem Gebiete Anton Largiadèr in der wissenschaftlichen Bearbeitung der von ihm entdeckten und jetzt in Zürich befindlichen Alcuin-Handschrift des 10. Jahrhunderts (1958). Frobenius Forster hat, wie aus dem Vorwort seines Werkes ersichtlich ist, die Ausgabe dem Gründer unserer Akademie, dem Kurfürsten Maximilian III. Joseph gewidmet, und sie ihm im Jahre des Erscheinens 1777 feierlich überreicht. Am vorletzten Tage jenes Jahres ist der Kurfürst dann gestorben, die bayerische Linie des Hauses Wittelsbach erloschen. Mit Karl Theodor von der Pfalz, der nun Mannheim mit München vertauschte, ist dann vollends die Aufklärung in Bayern und in den umliegenden Territorien zur Herrschaft gelangt und hat den Barock in üblen Ruf gebracht. Daß die Regierungszeit des Fürstabtes Frobenius überhaupt die Zeit der höchsten Kulturblüte des Klosters gewesen ist, wird heute erst allmählich wieder durch unsere voranschreitende Forschung sichtbar.

Es braucht hier nicht im einzelnen dargestellt zu werden, wie Aufklärung und Klassizismus die Dunkelheit, die Willkür und Grillen, die Schnörkel mit Spinnweben und Staub hinausgefegt haben aus den Räumen von

Stadt und Staat. Neben dem mittelalterlichen, dem barocken München erhob sich bald die lichte Ludwigsstadt. Und in anderen Teilen Deutschlands, am Bodensee etwa, hat der Wessenbergianismus mit seinem hellen und von aller Mystik gelösten Christentum auch saubere, glatte, klassizistische Dorfkirchen errichtet, in denen sich weder Staub noch Spinnen festhalten können. Daß sich eine Barockkirche besser in das Bild der deutschen Landschaft einfügt als eine klassizistische, wurde schon bald nicht mehr gesehen. Der weltliche Geist des 19. Jahrhunderts hat alles, was zur geistlichen Kultur der Vergangenheit gehörte, als minderwertig angesehen. Als FRANZ XAVER WEGELE im Auftrage der „Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften“ im Jahre 1885 sein fleißiges Werk über die Geschichte der deutschen Historiographie herausbrachte, da wurde getadelt, daß er viele hundert Seiten den Forschern aus der humanistischen und aus der Barockzeit, den „Helden, die vor Agamemnon starben“ gewidmet habe. Noch war es nicht Brauch, den Ausdruck Barock auch außerhalb der Kunstgeschichte zu verwenden. Aber mit den Bauten, Gemälden und Skulpturen des Barocks wurden auch alle anderen kulturellen Hervorbringungen jenes Zeitalters zugedeckt durch das fortschrittsgläubige Bürgertum, das mit dem Kampfe gegen die Entartungen der absoluten Monarchie, gegen den Schwulst des Barockfürstentums begonnen hatte und, obwohl es Raum erhielt für eine Geschichtsschreibung großen Stiles, doch niemals zu einem allseitigen Bilde jener Periode der abendländischen Geschichte vom Mittelalter bis zur alten Monarchie und der von ihr geschaffenen und geschützten Kultur gelangt ist. Die Bayerische Akademie der Wissenschaften aber war schon durch ihre Herkunft aus dem Geiste eines ICKSTATT*, Lori und Westenrieder eine Hochburg der Aufklärung und dann des Liberalismus; und die geringschätzigen Urteile über die vergangene Zeit, aus der die Akademie herausgeführt habe, erreichten ihren Höhepunkt im Kulturkampfe, wo München seit Döllingers Odeonsvorträgen von 1862 im geistigen Zentrum stand und Döllinger am Abend seines langen Lebens als Präsident der Akademie in seinen alljährlichen Festreden die Leistungen der Akademie zu dem Zustande vorher in einen den Zuhörern erbaulichen Kontrast stellte. Die maßgebenden Historiker in der Akademie – AUGUST KLUCKHOHN, KARL THEODOR HEIGEL*, SIGMUND RIEZLER* – gaben vom hohen Piedestal herab die gleiche Meinung.

Die Wiedererweckung des Barocks geschah zuerst von Dresden aus mit den kunstgeschichtlichen Werken von Cornelius Gurlitt. Die Entwicklung hat sich dann auf ästhetischem Gebiete ziemlich rasch vollzogen; schon um 1920 findet man nur schwer noch einen Zugang zu Schinkel; denn „zwischen Schinkel und uns steht der Barock!“ Gleichzeitig beginnt man das Wort Barock auszuweiten, so wie ein Jahrhundert vorher mit dem Worte Renaissance ge-

schehen war. Wilhelm Hausenstein schildert den Barock 1920 als Gesamterscheinung und kennzeichnet ihn als den Stil der Vergeudung. Es kommt hinzu, daß inzwischen auch Döllingers Akademiereden und Essays sowie die Geschichtswerke seiner Gefolgsleute, die alle so viel Staub auf der Literatur und der Wissenschaft der Barockzeit hatten liegen sehen, selbst nun auch nicht mehr vom Staub der Jahre gereinigt werden konnten und durch das Sieb der Zeit hindurchfielen. Es ist das Verdienst von MAX SPINDLER und seiner Schule, daß nach den inzwischen berühmt gewordenen Meistern des bayerischen Barocks auf dem Gebiete des künstlerischen Schaffens nun auch die Geschichtsforscher und Antiquare der bayerischen Akademie des 18. Jahrhunderts gewürdigt werden. Andreas Kraus hat 1956 in einer umfangreichen Monographie den Pater ROMAN ZIRNGIBL* von St. Emeram, seine gedruckten Forschungsarbeiten und seinen handschriftlichen Nachlaß ans Licht gezogen. Wir erfahren hier von den vielfachen Bemühungen der Benediktiner, innerhalb ihrer Kongregation eine gelehrte Gesellschaft zu bilden, die nach dem Vorbilde der Mauriner in Gemeinschaftsarbeit die historischen Studien voranbringen sollten. Da aber dies nicht recht gelingen wollte, entschloß sich der junge Pater, den benediktinischen Fleiß und Forschergeist in die Akademie des Kurfürstentums zu tragen. Er löste 1776 eine von ihr gestellte Preisfrage, indem er Ordnung brachte in die Reihe der bayerischen Herzöge aus dem Hause der Agilolfinger; seit Aventin war die Reihenfolge immer unsicherer und wirrer geworden. Die Arbeit zeigte, wieviel man in den bayerischen Klöstern an Anwendung der genealogischen und chronologischen Grundregeln von den Maurinern gelernt hatte, und der Fortschritt der geschichtlichen Wissenschaft, der durch diese Preisschrift erzielt wurde, ist bis in unsere Geschichtsbücher erkennbar. Zirngibl löste auch noch eine zweite Preisfrage, in der verlangt war, die Gaue und die Grafen des karolingischen Bayerns zu bestimmen. Es war eine Aufgabe, die im Hinblick auf das kurpfälzische Gebiet bearbeitet zu haben heute zu den bedeutsamsten Verdiensten Lameys gehört; die Gaubeschreibungen sind sein konstantes Thema, sie ziehen sich durch alle sieben Bände der *Acta Palatina* hindurch. Doch auch aus Bayern lagen schon Vorarbeiten vor. Die Akademie trat hier offensichtlich in eine im Lande schon bestehende gelehrte Tradition, und sie wählte denn auch Zirngibl gleichzeitig mit Westenrieder zu Mitgliedern. Wie sehr von nun an die Leitung der Akademie und die Studien dieses gelehrten Paters konform gingen in Richtung auf bedeutende historische Fragen und was dadurch in der Wissenschaft bewirkt wurde, mag man bei Andreas Kraus im einzelnen nachlesen.

Derselbe Autor, Andreas Kraus, hat auch eine Darstellung ausgearbeitet, aus der sich ergibt, was alles in den wissenschaftlichen Instituten Deutsch-

lands während des 18. Jahrhunderts durch historische Forschung zutage gefördert worden ist. Dem gleichen Kreise junger Münchener Historiker gehört Ludwig Hammermayer an mit seinen 1954 erschienenen Studien zur Gründungs- und Frühgeschichte der Bayerischen Akademie, die fortgesetzt werden. Die gelehrte Tradition, an die in Bayern 1759 angeknüpft werden konnte, reicht bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts zurück. Carl Meichelbeck, der seine Geschichte des Hochstiftes Freising in einem mächtigen urkundlichen Werke noch vor 1750 herausgebracht hat, ist monographisch in seiner Bedeutung sichtbar geworden, seit FRANZ LUDWIG BAUMANN in einer Festrede in unserer Akademie seiner 1897 zuerst wieder gedacht hat. Aber Lorenz Westenrieder muß noch nach dem Vorbilde des Krausschen Buches eine auf seine Schriften und auf die Überreste seiner Papiere gegründete Biographie erhalten, bevor man ihm seine Stellung in der Wissenschaft und in der Literatur zuweisen und ihn in die Geschichte unserer Akademie endgültig einreihen kann. Max Spindler zählt noch manchen fruchtbaren Historiker des bayerischen Stammes auf, der seine Würdigung noch erwarten darf; ziemlich vollständige Nachlaßsammlungen sind vorhanden und noch unausgewertet. Außer Forster ist da vornehmlich an den Hofbibliothekar ANDREAS FELIX OEFELE* zu denken, dem man die „Rerum Boicarum Scriptores“ verdankt. Und das Hauptwerk der Historischen Klasse, die „Monumenta Boica“, bedürften wohl auch noch einer genauen Analyse der Entstehung und des Fortganges wie desgleichen noch ein anderes Gemeinschaftsunternehmen, die Tegernseer Ausgabe des Lorscher Codex, die so peinlich mit der Lameyschen Ausgabe kollidierte. Man sieht, die Geistesgeschichte Bayerns im 18. Jahrhundert muß erst noch geschrieben werden, und zwar sorgfältiger und mit größerer Achtung vor der Würde der Geschichte, als Döllinger und Heigel gemeint haben – ehemals zwei Präsidenten unserer Akademie, beide höchst unterschiedlich nach Rang und Ansehen in der Welt, aber in ihren Mitteilungen und Urteilen gleichmäßig an der Oberfläche haftend. Erst wenn die Vorarbeiten geleistet sind, kann man daran denken, die Geschichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften mit gutem Gewissen darzustellen.

Es bleibt auch dann noch zu beachten, daß die Geschichte der Akademien durchaus noch nicht die ganze Geschichte der Wissenschaften ist und daß dies nicht nur für die Geschichte unserer Korporation in München gilt. Wo die Akademien ihrem ursprünglichen Sinn und Zweck entsprochen haben, sind die großen Serienwerke und die dazugehörigen Parerga ihr Arbeitsfeld geblieben. Infolgedessen haben auf dem Gebiete der Geschichtsforschung durchaus wie in München so überall die Antiquare und die Forscher in Akten und Urkunden den Ruhm der Akademien begründet und bewahrt; die

Arbeiten individueller Natur konnten auf diesem Boden nicht erblühen. Wenn WILHELM DILTHEY in einem berühmten Aufsatz darstellt, wie das 18. Jahrhundert, das man so gerne ein Zeitalter unhistorischen Denkens nennt, doch ein ganz neues Verhältnis zur Geschichte und eine Geschichtsschreibung hohen Ranges hervorgebracht hat, so ist da von Verdiensten der Akademien keine Rede; sie haben Justus Möser, Eduard Gibbon, Johannes Müller, Niebuhr und Ranke nicht ermöglicht; hätten diese ihrer bedurft, so wären ihre Werke niemals zustande gekommen. Mit tiefer Bewegung lesen wir in Gibbons Briefen, welcher enorme Aufwand notwendig war an individueller Kraft, an persönlicher Hingabe, an Treue zum Werke und an Mut, sich vor sich selbst zu rechtfertigen wegen der Opfer, die ein weltgeschichtliches Drama vom späten Bearbeiter verlangt, dem das Leben auch noch andere edle Chancen bietet. Mitten in der Arbeit an den Bänden, die den Zerfall des Römerreiches schildern, schreibt er: „nor is it so small a work as you may imagine to destroy a great Empire“. In einem ehemals sehr berühmten Briefe schildert er die Nacht des 27. Juni 1787 zwischen der elften und der zwölften Stunde, wie er die letzte Seite geschrieben hat und die Feder niederlegt – erfüllt „von Freude über die Wiedergewinnung meiner Freiheit und, vielleicht, die Begründung meines Ruhmes“; aber bald gesellt sich auch die Melancholie dazu, daß er nun für immer Abschied genommen hat von einem alten und angenehmen Gefährten: „I look back with amazement on the road, which I have travelled, but which I should never have entered had I been previously apprized of its length“.

Erst als die neue Art des Forschens und Denkens in großen Geschichtswerken sich manifestiert hatte, hat es auch in die Akademien Unruhe gebracht, daß man nun Geschichte erlebt hatte und darüber notwendigerweise unglücklich geworden war. Denn mehr als jede andere Wissenschaft ist die historische verflochten in die Weltbegebenheiten des Geistes und der Staaten – in Restauration und Revolution, Nationalkriege und Weltkriege, Kulturkampf und Diktatur. Die wissenschaftliche Romantik, von der da zunächst zu sprechen ist, hat in unserer Akademie mehr in Philosophie und Sprachforschung als in der Geschichtsschreibung geherrscht. Sie konnte ein ernstes Hindernis für den kontinuierlichen Fortgang der Wissenschaft werden, denn sie wollte nichts von einer historisch genauen Untersuchung wissen und ließ das Alte auch nicht als das Alte stehen, sondern wollte es durchaus in die Gegenwart verpflanzen: so hatte schon 1809 JACOB GRIMM seine historische Forschung von der unexakten und modernisierenden Art unterschieden, in der die Sammler von „Des Knaben Wunderhorn“ vorgegangen waren. Die Romantik ist die Antwort nicht schuldig geblieben, Sulpiz Boisseree sprach von Jakob Grimms „Andacht zum Unbedeutenden“. Der Aus-

druck ist im Gespräch mit Goethe gefallen, und zwar in tadelndem Sinne. Daß er dann häufig zum Lobe des Jacob Grimm verwendet wird, trifft den Unterschied zwischen den beiden, über die Antiquare hinausstrebenden Richtungen auch wieder nicht. Zu der wissenschaftlichen Art, die Jacob Grimm, SAVIGNY* und RANKE* vorgebildet haben, gehörte auch, wie wir von Jakob Grimm vernehmen, eine Abneigung gegen alles, was nur Detail ist; er verlangt das „Durchdringen des Ganzen“. Denn „nicht zu sehen, daß es noch eine Wahrheit gibt außer den Urkunden, Diplomen und Chroniken – das ist höchst unkritisch.“

In München ist das in der alten Akademie vor 1808 mühsam vorangebrachte Interesse der Forschung auch nachher nicht mehr erlahmt, auch nicht wie anderwärts irre gemacht worden. Es gab da weder Schriftsteller, die wie in Berlin FRIEDRICH V. RAUMER die Grenzen zwischen Historie und historischem Roman niederlegten, noch einen Pathetiker wie Heinrich Luden in Jena, noch sorastlos die Zukunft bedenkende Politiker wie G. G. GERVINUS in Heidelberg: erst spät, erst 1863 wurde dieser in Verbindung gebracht zu unserer Akademie, und als er 1871 starb, hat der ihm so unähnliche Ranke vor unserer Akademie jene Gedächtnisrede gehalten, die als ein Meisterwerk diplomatischer Aussage bewundert wurde. König LUDWIG I.* hat neben der Philosophie die Geschichtswissenschaft besonders hoch eingeschätzt im Hinblick auf das, worauf es ihm ankam, nämlich den Staat und den Thron zu stützen. Er hat sich, als er 1826 die Universität von Landshut nach München verlegte, die Besetzung des Lehrstuhls der Geschichte persönlich sehr angelegen sein lassen. Es war an Friedrich v. Raumer gedacht, an Luden; auch Ranke, der junge Extraordinarius in Berlin, hatte sich bemerkbar gemacht. Aber der König wollte, daß JOSEPH GÖRRES aus der Emigration in die deutsche Heimat zurückkehre, und knüpfte an dessen Kommen die größten Hoffnungen für Thron und Altar. Görres* sollte über Geschichte Vorlesungen halten, aber er wurde nicht näher verpflichtet; schon bald wurde er auf sein Ansuchen von allen Fakultätsgeschäften und Prüfungen befreit, er besaß eine Stellung, wie sie in damaliger Zeit öfters an Universitäten sich fand und wie sie bei der Erneuerung der Universität Heidelberg durch den badi-schen Staat 1807 JOHANN HEINRICH VOSS erhielt – „weil eine neue Akademie doch auch etwas Glänzendes vom Giebel herab schimmern lassen soll“, wie der Minister sich damals ausdrückte. Görres gedachte in der Universität über Geschichte „Altdeutschlands“, zumal über die germanischen Stämme Vorlesungen zu halten – entsprechend den Interessen, die ihn im Zeitalter der Freiheitskriege bewegt hatten; aber schon bald traten in den Vordergrund die weltgeschichtlichen Aspekte vom Boden der katholischen Roman-tik. Seine wissenschaftliche, literarische Arbeit galt der christlichen Mystik

– dem großen Werke und kleineren Untersuchungen; seine ausgebreitete publizistische Tätigkeit aber richtete sich auf die Befestigung des christlichen und katholischen Prinzips. Die große Stellung, die er in München einnahm, gründete sich auf den Beitrag, den er zur religiösen Erweckung und zum beginnenden kirchenpolitischen Kampfe geleistet hat in einer Stadt, die hierfür eine ihm günstige Estrade bot. In die Akademie wurde er erst 1842 gewählt. Aber die Kämpfe, in deren Mitte er stand, haben auch nach seinem Tode sich immer wieder erneuert und die Tätigkeit der Akademie stark politisiert. Sein Antipode, Friedrich Thiersch, hatte in der Akademie eine unangreifbare Position, da er verstand, die Gunst der Könige sich zu erhalten.

Auch der Neffe und Schüler von Joseph Görres, und auch er Rheinländer, ERNST V. LASAULX* – seit 1844 Mitglied der Akademie –, hat nicht eigentlich als Geschichtsschreiber sondern als Geschichtsphilosoph seinen Platz in den geistigen Strömungen des 19. Jahrhunderts. Auch sein Ruhm hat zwischen den Zeiten geschwankt; er ist unabhängig geblieben vom Wechsel des Parteigeistes, und zu Lebzeiten hat Lasaulx überhaupt keinen Einfluß ausgeübt, die wissenschaftliche Romantik ist mit ihm und Bachofen gestorben. Dies hat auch die materialreiche Biographie, die der Würzburger Philosoph Remigius Stölzle ihm 1904 gewidmet hat, nicht ändern können. Aber ein halbes Jahrhundert später, 1952, ist seine „Philosophie“ der Geschichte durch den Innsbrucker Literaturhistoriker Eugen Thurnher neu herausgegeben worden; und dabei wurde darauf aufmerksam gemacht, wie stark der Münchener Akademiker auf dem Wege über JAKOB BURCKHARDT und Oswald Spengler auf die Gegenwart einwirkt. Lasaulx wie Burckhardt gehören zu den prophetischen Gestalten des 19. Jahrhunderts, zu denen man auch Tocqueville und Donoso Cortés zählt. Von dem Begriff der „beschleunigten Bewegung“, der in Burckhardts Lehre von den historischen Krisen eine so große Rolle spielt, spricht Lasaulx schon 1852 in einem seiner Münchener Vorträge; er beschreibt die kommende „Entindividualisierung“ durch den Eintritt der Massen in die Weltgeschichte und durch die bevorstehenden Weltkriege; den Trost aber findet er im historischen Erkennen und Begreifen. Für den „heroischen Pessimismus“ dürfte im 19. Jahrhundert kein Platz gewesen sein, auch in der Bayerischen Akademie drangen mächtig voran der Optimismus und der Fortschrittsglaube, den Döllinger dann in seinem Alter als Wortführer des Zeitgeistes und der in der Akademie vorherrschenden Stimmung verkündet hat.

Von IGNAZ DÖLLINGER*, der unserer Akademie überfünfzig Jahre lang – viele Jahre hindurch als Präsident – angehört hat, kann hier nur kurz gesprochen werden. Sein Fach war die Kirchengeschichte, sein Weltruhm war begrün-

det in der enormen Gelehrsamkeit, die er sich angeeignet hatte, so daß er über eine Kenntnis der geschichtlichen Quellen und der Literatur verfügte wie sonst kaum ein anderer; wie seine Briefe zeigen, hat er die Hauptsprachen Europas mit einer Virtuosität beherrscht, die selten ist. Es war ihm durch alles dieses möglich, im Mittelpunkt weitreichender internationaler Beziehungen zu stehen zu einer Zeit, wo in allen voranschreitenden Völkern Europas Männer von Rang die geschichtlichen Wissenschaften ausbauten und durch ihre Ergebnisse den öffentlichen Geist zu gestalten strebten. Manche seiner Schüler wie KONSTANTIN HÖFLER, JOHANN FRIEDRICH und – unter ihnen der bedeutendste – LORD ACTON haben sich um den Fortgang unserer Wissenschaft große Verdienste erworben und unserer Akademie lange Zeit angehört. Über dieses alles und noch einiges mehr kann man sich jetzt informieren in dem überaus sorgfältig gearbeiteten, 1955 erschienenen großen Werke von Stefan Lösch, das sehr viel mehr enthält, als der Titel – „Döllinger und Frankreich“ – vermuten läßt. Ausdrücklich muß auch hingewiesen werden auf die in drei Bänden gesammelten „Akademischen Vorträge“, die Döllinger in München, in der Universität oder in der Akademie gehalten hat und an denen man die aufs höchste verfeinerte Kunst des historischen Essays bewundern kann. Es ist dies eine bezeichnende Literaturgattung, die das 19. Jahrhundert geschaffen hat; in F. A. MIGNET hat der Präsident der Bayerischen Akademie sein großes Vorbild gesehen. Für die Geschichte unserer Institute haben diese drei Bände dokumentarischen Wert; sie enthalten die Gedächtnisreden auf viele verstorbene Mitglieder, Überblicke über die Arbeiten der Akademie auf einzelnen Gebieten der Wissenschaft, die Festreden und die wissenschaftlichen Vorträge – alles zugleich auch gebunden an den Zeitgeist, was ein Lob ist für den Politiker und nicht so sehr für den Historiker. Denn der Geschichtsschreiber wird es mit Tacitus halten, aus dessen Werken man nichts über den Verfasser erfährt; das ist ein Kreuz für seinen Biographen, aber sein Ruhm als Historiker. Wer dagegen sich über die Meister der Geschichtsschreibung im 19. Jahrhundert unterrichten will, hat es leichter, sich der persönlichen Details zu bemächtigen. Denn jenes Jahrhundert ist im höchsten Grade politisch und polemisch gewesen.

Die überragende Gestalt Döllingers, die nicht nur der Geschichtswissenschaft angehörte, soll hier nicht als der alleinige Zeuge aufgeboten werden für unseren Satz, daß die Kontinuität der historischen Forschung in München auch durch den „Einbruch“ der wissenschaftlichen Romantik nicht unterbrochen worden ist. Wo man in der Geschichte eine Lücke zu sehen glaubt, ist dies meistens auf den Betrachter zurückzuführen, auf die Lückenhaftigkeit seiner Forschung. Die unscheinbare Arbeit, der man die „Monu-

menta Boica“ verdankt, ist auch nach 1815 mit Erfolg weitergeführt worden. Das neue Königreich Bayern – und unsere Akademie seit 1811 – besaß auch in KARL RITTER V. LANG* einen Vorstand der staatlichen Archive, der im Gedächtnis der Nachwelt zwar mehr durch seine Memoiren weiterlebt und dort als Beamter, malcontent und mit böser Zunge vor den Leser tritt. Aber sein Regestenwerk über die bayerische Geschichte ist von seinem größeren Nachfolger Joh. Friedr. Böhmer als ein guter Anfang in dieser Kunst anerkannt worden. Auch die drei Mitglieder der Familie von Aretin sind hier dankbar zu nennen. JOHANN ADAM V. ARETIN, der Diplomat, war seit 1808 Ehrenmitglied der Akademie und lebt in der deutschen Geistesgeschichte weiter vor allem als ein Mitbegründer der „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde“, die unter der Leitung von Pertz die von den Antiquaren der Mannheimer und der Münchener Akademie so eifrig gepflegte Editionstätigkeit im größeren Rahmen der deutschen Geschichte und mit verfeinerten Methoden durch ein Jahrhundert und bis heute durchgeführt hat. Der Bruder von Johann Adam war der Freiherr JOHANN CHRISTOPH V. ARETIN, Mitglied der Akademie seit 1799; sein „Staatsrecht der konstitutionellen Monarchie“ ist von ROTTECK fortgesetzt worden und interessiert den Historiker als eine wichtige Quelle für die Geschichte des frühen Liberalismus in Deutschland. Und dessen Sohn KARL MARIA V. ARETIN*, Mitglied seit 1841, hat mit der Aufgabe begonnen, die bayerische Geschichte des 16. Jahrhunderts und zumal die Geschichte des Herzogs und Kurfürsten Maximilian auf Grund aktenmäßiger Beweise von dem Schmutze zu befreien, den die Schriftsteller der Aufklärung auf die Vergangenheit geworfen hatten. Zu einer Biographie großen Stiles konnte auch ein Gelehrter, der täglichen Zugang zu den Akten hatte, damals noch nicht gelangen; sie ist im Hinblick auf den großen Reichsfürsten bayerischen Stammes auch heute noch ein Desiderium unserer Wissenschaft. Erst mußten von einem ganzen Heere rühriger Konservatoren die Magazine geordnet und die Fonds bereitgestellt werden.

Auch noch andere Forscher haben damals in München und in der Akademie erfolgreich gearbeitet. KONRAD MANNERT, seit 1808 Mitglied, steht allerdings in schlechtem Andenken, denn er war schon in Landshut Inhaber des Lehrstuhls der Geschichte: in München haben ihn die Anhänger von Görres als veraltet beiseite geschoben, und die Gegner von Görres gaben ihm schuld, daß jener sich so ausbreiten konnte. Mannert hatte seine Studien noch absolviert an der Universität seiner Vaterstadt Altdorf, die der Reichsstadt Nürnberg gehörte. Er hatte in jenen wirren Zeiten über die Professuren von Altdorf, Würzburg und Landshut den Weg nach München gefunden. Die Bayerische Akademie hat sein Werk über Ludwig den Bayern mit dem Preise gekrönt, seine „Geschichte Bayerns“ in zwei Bänden wurde

bei ihrem Erscheinen 1826 gerne aufgenommen. Das alles will nicht viel besagen. Die Späteren sind, wie sich versteht, über ihn hinausgeschritten und haben undankbar von ihm gesprochen. Aber er ist doch immerhin insofern ein ernster Forscher gewesen, als er in seiner „Geschichte Bayerns“, also schon 1826, als erster die Originalität des „Privilegium maius“ bestritten hat. Daher wird er in der Geschichte jener Urkunde, die Alphons Lhotsky 1957 geschrieben hat, nicht nur erwähnt, sondern es wird auch das Urteil wiederholt, das beim Erscheinen von Mannerts Werk zwar nicht in Bayern, wohl aber in Österreich ihm rühmend gesprochen wurde, daß es „seltene Ruhe, Parteilosigkeit und geschichtliche Treue“ bewahre. Bald nach ihm, 1831, hat auch der gelehrte Benediktinerpater JOSEPH MORITZ, Mitglied unserer Akademie seit 1808, sehr genaue Vergleiche zwischen dem Minus und dem Maius vorgenommen, die nach dem Zeugnis von Lhotsky auch heute noch nützlich sind und den Weg gebahnt haben zur Klärung des ganzen Sachverhaltes. Daß bayerische Gelehrte an dieser Frage besonderes Interesse fanden, ist begreiflich; um so höher ist die wissenschaftliche Strenge ihres Vorgehens zu bewerten.

Von dem Freiherrn JOSEPH v. HORMAYR können wir absehen. Dieser Mitkämpfer im Tiroler Freiheitskampf ist schon 1808 in die Münchner Akademie zugewählt worden. Aber seine wissenschaftlichen Arbeiten sind in der Zeit, da er in österreichischen Diensten stand, geschrieben worden. Als er dann später nach München kam, legte er Wert darauf, im diplomatischen Dienst verwendet zu werden; nur kurze Zeit ist er noch Archivdirektor gewesen. Seine literarische Tätigkeit in München war politisch-publizistischer Art.

In der vormärzlichen Zeit haben vor allem die rechtshistorischen Forschungen den Ruhm der Bayerischen Akademie begründet. Sie waren von Anfang an, schon in der Alten Akademie vor 1808, mit Eifer und Erfolg betrieben worden. Denn die Sammlung der Monumenta Boica hatte ja vornehmlich den Urkunden und nicht etwa den Chroniken gegolten. Neben CHRISTIAN FRIEDRICH PFEFFEL* hatte besonders der aus Tirol stammende Theatiner FERDINAND STERZINGER* – beide gehörten zu den frühesten Mitgliedern und zu den eifrigsten Bearbeitern der Monumenta – aus dem reichen Urkundenbestand der bayerischen Klöster Fragen der Rechts- und Verfassungsgeschichte erforscht. Sterzinger ist zwar vornehmlich als ein Wortführer der von der Akademie ausgehenden bayerischen Aufklärung berühmt; als solcher hat er nächst seinen Mitkämpfern OSTERWALD*, Westenrieder und anderen noch im Jahre 1924 durch Joseph Nadler Aufnahme gefunden in die Literaturgeschichte der deutschen Stämme. Und Sterzingers Akademierede von 1766 über das Vorurteil der Hexerei, am Namenstag des Kurfürsten öffentlich

vorgetragen, war gerade zur rechten Zeit gehalten worden; über die Vorgänger, die Gegner und die weitreichende Wirkung dieser Festrede hat schon 1896 Sigmund Riezler in seiner Geschichte der Hexenprozesse in Bayern abschließende Forschungen veröffentlicht. Nach diesen sicherlich bedeutenden Taten Sterzingers müssen aber die Verdienste ans Licht gezogen werden, die ihm im Hinblick auf die Entwicklung der rechtsgeschichtlichen Forschung zukommen. Man verdankt da den Feststellungen von Andreas Kraus tiefere Einblicke, als man sie bisher besessen hat. Sterzinger und Pfeffel zeigten, wie aus den Urkunden Auskunft darüber zu gewinnen ist, was ein gültiges Recht war; so sind diese beiden Gelehrten unter den ersten gewesen, von denen die Notwendigkeit des Urkundenbeweises in der Rechtsgeschichte verfochten worden ist. Gesetze und Landesverträge haben sie als die entscheidenden Quellen der Rechtsgeschichte bewertet und die Gesetzbücher erst im späteren Fortgang ihrer Forschungen herangezogen.

Es konnte dabei doch nicht ausbleiben, daß die Lex Baiuvariorum schließlich das hauptsächliche Interesse auf sich lenkte und von da der Kreis der Studien auch noch weiter gezogen wurde. Pfeffel hatte in der Akademie 1764 über den Gebrauch des Schwabenspiegels in Bayern vorgetragen und war zu dem Ergebnis gekommen, daß dieser die Grundlage für das Landesrecht Ludwigs des Bayern gewesen sei. Sterzinger aber hatte als erster nachgewiesen, daß in vielen Punkten der Wortlaut der Lex Baiuvariorum nicht mit dem Rechte zur Zeit der Merowinger übereinstimmt, die der Prolog als Abfassungszeit angibt. Und der Jesuitenpater JOHANN NEPOMUK MEDERER* in Ingolstadt hatte dann in seiner Einleitung zur Lex Baiuvariorum 1793 die stufenweise Entstehung der Lex unter Übernahme aus den anderen Volksrechten verfolgt. Die wissenschaftliche Arbeit an den alten Gesetzeswerken ist in der Tat ein bevorzugter Themenkreis der Münchner Akademie geworden. LUDWIG ROCKINGER* verdankt man die Edition des Schwabenspiegels. Und das große Werk von Konrad Beyerle, 1926 erschienen, ist das vielbewunderte, letzte Ergebnis dieser Beschäftigung mit dem Volksrechte des bayerischen Stammes. In der Einleitung hat Konrad Beyerle eingehend über seine Vorgänger aus der alten Akademie berichtet.

Das entwicklungsgeschichtliche Denken ist den Rechtshistorikern des 18. Jahrhunderts noch fremd. Sie zählten zur naturrechtlichen Schule, bekannten sich zur Vernunftsrechtslehre, arbeiteten im Geiste des Pragmatismus; sie waren davon überzeugt, daß jedes Zeitalter selbständig seine Welt hervorbringt, aus eigener Einsicht und Kraft; die Geschichte war ihnen höchstens eine Beispielsammlung und Lehrmeisterin, der Mensch aber ein Gattungswesen. Man weiß, wie demgegenüber durch Savigny in der Zeit seit 1815 die „geschichtliche Rechtswissenschaft“ ausgebaut worden ist, wo

es nun heißt, die Gesetze sind Frucht der Bedürfnisse und Anstrengungen vieler Generationen, jedes Zeitalter ist die Fortsetzung und Entwicklung aller früheren Zeiten und erzeugt seine Welt in unauflöslicher Gemeinschaft mit der ganzen Vergangenheit; daher ist die Geschichte nicht bloß Beispielsammlung, sondern „der einzige Weg zur wahren Erkenntnis unseres eigenen Zustandes“.

Juristen und Historiker haben ein Jahrhundert lang an den Aufgaben gearbeitet, die in solcher Weise durch die alten Dokumente des Rechts- und Verfassungslebens gestellt wurden. Die Grenzen zwischen den Rechtsgelehrten und den Geschichtsforschern sind dabei unscharf geworden. Gelegentlich ist man sogar so weit gegangen, Savigny aus der Reihe der Juristen herauszunehmen und zu den Historikern zu verweisen; und manche haben andererseits in dem Historiker GEORG V. BELOW den verstandesscharfen Juristen bewundert, der aber im Studium der mittelalterlichen Welt neben dem Staate nicht auch das Volk, seine Bestandteile und Einrichtungen in der dem Historiker notwendigen Vielseitigkeit beachtet habe. Mag dies auf sich beruhen: der Überblick über die historischen Forschungen in der Bayerischen Akademie kann nicht an der Tatsache vorübergehen, daß das genetische und individualisierende Denken in seinen Anfängen gerade in München einen Bezeuger ersten Ranges gefunden hat. GEORG LUDWIG MAURER*, Sohn eines reformierten Pfarrers in der rheinischen Pfalz, war nach juristischen Studien in Heidelberg nach Paris gezogen und hatte dort in alten Manuskripten der Nationalbibliothek die frühen Spuren des deutschen Volksgeistes entdeckt – ein Erlebnis, wie es in jenen napoleonischen Jahren auch Savigny und Jacob Grimm und im Louvre auch Friedrich Schlegel und Sulpiz Boisserée beschieden war. Staunend bemerkte er, wie die durch die Gesetzgebung der Französischen Revolution eingeführten neuen Ordnungen der Justiz – Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens, Schöffen und Geschworene – auf germanischen Grundlagen ruhten. Nach Hause, in die linksrheinische Pfalz zurückgekehrt, half er diese Institutionen zu festigen. Da auch im bayerischen Landtag solche Fragen zur Sprache kamen und dort die Einführung der französischen Ordnungen im rechtsrheinischen Bayern diskutiert wurde, stellte die Münchner Akademie 1821 die Preisaufgabe, es solle das öffentliche Gerichtsverfahren in der altdeutschen und altbayerischen Rechtspflege dargestellt, Vorteile und Nachteile gegeneinander abgewogen und die Ursachen aufgedeckt werden, warum es ehemals wieder verlorengegangen war. Die Antwort des jungen Staatsprokurators in Frankenthal wurde preisgekrönt und erschien im Druck zu Heidelberg 1824 unter dem Titel „Geschichte des altgermanischen und altbayerischen öffentlichen mündlichen Verfahrens“. Der Verfasser wurde zwei Jahre später als Profes-

sor der Rechtsgeschichte an die Universität München berufen, seit 1829 gehörte er der Historischen Klasse unserer Akademie an, im gleichen Jahre lehnte er den Ruf nach Göttingen als Nachfolger von Karl Friedrich Eichhorn ab und begann jene ministerielle Laufbahn, die ihn im Gefolge des Königs Otto nach Griechenland führte, wo er zum Organisator des neuen Staates geworden ist. Seine Verdienste als Rechtsgelehrter, als Verwaltungsbeamter und als Staatsmann sind hier nicht zu würdigen. Aber wenn das 19. Jahrhundert ein Zeitalter mit einer hohen juristischen Kultur gewesen ist und der Aufbau des nationalen Staates nicht denkbar ist ohne das Werk seiner Historiker und zumal seiner Rechtshistoriker, so hat daran die geschichtswissenschaftliche Arbeit von Georg Ludwig Maurer ihren großen Anteil. Er hat in seiner berühmten Erstlingsschrift und dann in dem zwölfbändigen Alterswerk die Kontinuität der germanischen und deutschen Institutionen während eines vollen Jahrtausends forschend verfolgt und gegen Savigny den Zusammenhang von germanischer Stadtverfassung und römischer Munizipalverfassung bestritten: er hat die freie Stadt als eine germanische Einrichtung erkannt. Und anders als Eichhorn hat er neben dem Staat gerade das gemeindliche Leben der Deutschen, und zwar in seiner geschichtlichen Entwicklung aus wirtschaftlichen Bedürfnissen, erfaßt und seine Bedeutung für die deutschen Menschen dargelegt. Obgleich seine Ansichten von der Marken- und Dorfverfassung heute überholt sind, so wäre doch unsere Kenntnis der städtischen Verfassung ohne die Forschungen Maurers heute nicht so weit gediehen, wie dies tatsächlich der Fall ist. Dabei sind seither wenige andere Gebiete der Verfassungsgeschichte so eifrig gepflegt worden wie dieses. Unter den großen Städtehistorikern – KARL FRIEDRICH EICHHORN, Karl Wilhelm Nitzsch, Wilhelm Arnold, Andreas Heusler, Georg v. Below – wird auch Georg Ludwig Maurer immer genannt werden. Von seinem ersten Vortrag an, den er vor unserer Akademie im Jahre 1829 über Entstehung und Verfassung der bayerischen Städte sprach, hat ihn die Geschichte der Städteverfassung vierzig Jahre lang begleitet, bis er 1869 den ersten Band herausbrachte. Wenn dann bald darauf in Deutschland die städtische Selbstverwaltung und das sehr getrübe Andenken an den Freiherrn vom Stein wieder belebt wurden, so kommt auch Maurer ein Verdienst daran zu. Eine seine Stellung in der Wissenschaft umschreibende Monographie hat bisher gefehlt; sie ist gegenwärtig in Arbeit.

Als man in München so erfolgreich die wirtschaftlichen und rechtlichen Gesichtspunkte untersuchte, die bei den Städtegründungen maßgebend waren, konnte es gar nicht ausbleiben, daß man dann auch das persönliche Element zu erforschen begann. Die Beschäftigung mit der Gründungsgeschichte Münchens führte ja ganz von selbst auf den bedeutendsten deut-

schen Städtegründer, Heinrich den Löwen. CARL HEGEL und CARL AUGUST MUFFAT – beide seit den fünfziger Jahren Mitglieder der Akademie – haben dargelegt, mit welch sicherem Blick der Löwe die günstige Lage von München und Lübeck erkannte. Ob er vielleicht auch von seinem Schwiegervater Konrad v. Zähringen, dem Erbauer Freiburgs, gelernt hat, läßt sich wohl niemals mit Sicherheit erweisen. Auch Franz Ludwig Baumann hat sich an den Forschungen über die Städtegründer beteiligt, die in München zuzeiten eifrig betrieben wurden.

Wie weit, so fragen wir, haben diese wissenschaftlichen Bemühungen in ein Leben gewirkt, das sich soeben im 19. Jahrhundert neu gestaltete? Jacob Grimm, im Fortgang seiner Ausgabe der Weistümer, hat gesagt: „Meine Sammlung wird den heutigen Rechtsbrauch weder stören noch beleben, aber genug Licht auf unsere Geschichte, unser Altertum werfen, wie ja die Germanisten jetzt überhaupt schon eigentliche Historiker sind.“ Der waltenden Gegenwart dürfte die Vergangenheit nicht zur Last werden, auch dies gehörte zur vollkommenen Entwicklung des wissenschaftlichen Geistes. Das voranschreitende 19. Jahrhundert hat aber doch so viele umwälzende und bis heute entscheidende Änderungen gebracht, daß die Reformer nicht ausbleiben konnten, die in dem allgemeinen Umsturz eine Stütze zu finden hofften in der Geschichte. Nachdem die bildende Kunst alle Möglichkeiten organischer Entfaltung durchlaufen hatte und im Rokoko angelangt war, schien nur noch ein Rückgriff möglich. Und nachdem die Französische Revolution die ganze Gesellschaftsordnung eines Jahrtausends umgestürzt hatte und die an die Stelle getretene freie Bewegung der Personen und der Sachen die schlimmsten Schäden in sich trug, traten die Verherrlicher der „guten alten Zeit“ auf. Unserer Akademie gehörte der Freiherr HANNS V. AUFSSESS* seit 1854 an, der – einem fränkischen Reichsrittergeschlecht entstammend – auf seiner Burg in Oberfranken Altertümer der deutschen Vergangenheit sammelte; im Jahre 1832 war er dann nach Nürnberg übergesiedelt und hat mit Hilfe des Königs Ludwig I. von Bayern sowie der Versammlung der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine im Jahre 1852 das Germanische Museum ins Leben gerufen. Daß es dienen solle, dem Volke und dem deutschen Vaterlande einen sittlichen Halt zu geben, war der Wille des Königs und des Ritters. Dem gleichen Interesse an den „Antiquitates“ der deutschen Vorzeit entstammte auch das Lebenswerk von JAKOB HEINRICH V. HEFNER-ALTENECK*, der gemeinsam mit dem Freiherrn Karl Maria v. Aretin das Bayerische Nationalmuseum in München eingerichtet hat; seit 1853, ein halbes Jahrhundert lang, war er Mitglied unserer Akademie. Die Bestände des Museums und die gedruckten Tafelwerke seines Konservators waren bestimmt, dem Kunsthandwerk historische Modelle vorzuführen, damit es

einen Halt und feste Formen wiedergewinne. Auch die Trachtenkunde verdankt ihm die entscheidenden Impulse. In seinen Lebenserinnerungen hat der Neunzigjährige die Geschichte seines Bemühens – Erfolge und Mißlingen – aufgezeichnet. Er entstammte einer hohen Beamtenfamilie des Kurfürstentums Mainz, war in der künstlerisch reichen Umwelt des Schlosses von Aschaffenburg aufgewachsen und hatte zwischen Verkennung und Anerkennung seinen Weg sich gebahnt. Die Forscher in der großen Geschichte, in den Dokumenten des Reiches wie Johann Friedrich Böhmer oder Leopold Ranke haben wohl gemeint, daß es unterhalb der Sphäre des Historikers sei, lediglich einer Manie nachzugeben und die Zeit aufzuwenden, um Überreste des volkstümlichen Lebens zu sammeln und die Spuren zu deuten, die der „gemeine Mann“ hinterlassen hat. Ihnen wurde in München erwidert: „In der Wissenschaft gibt es keinen kleinen Stoff, es gibt nur kleine Bearbeiter.“

Der dies aussprach, war der Rektor der Universität München, WILHELM HEINRICH RIEHL*. Er sagte es in der Großen Aula, in der Rektoratsrede am 29. November 1873. Dieser einzigartige Gelehrte hat über vierzig Jahre lang in München eine ungewöhnlich reiche und ausgebreitete Tätigkeit entfaltet, als Professor der Kulturgeschichte in der Universität, als Mitglied der Akademie, auch viele Jahre lang Direktor des Bayerischen Nationalmuseums. Ganze Wissenschaften wie Volkskunde, Landeskunde, auch Musikgeschichte können durch ihn München als ihre früheste akademische Pflegestätte bezeichnen, bevor sie von hier aus sich Heimatrecht in anderen Städten und Institutionen errungen haben. Riehl war von seiner Geburtsstadt Biebrich am Rhein im Jahre 1837 in die Welt gezogen, hatte in Marburg, Tübingen und Gießen Theologie studiert, schließlich zu Bonn in den Vorlesungen des alten Ernst Moritz Arndt den Hinweis auf das Studium des Volkstums erhalten und bei Dahlmann die Einsicht gewonnen, daß die Politik auf die Kenntnis des Volkslebens gegründet sein müsse. So war er der Wanderer durch die deutschen Gaue, der Journalist und ein Reformator geworden, der empfahl, die notwendige Reorganisation der Gesellschaft auf die natürlichen Gegebenheiten, auf Land und Leute, auf gesellschaftliche Gliederungen zu gründen. Zehn Jahre nachdem er die Universität verlassen hatte, war er als Redakteur, als Mitarbeiter der Cotta'schen Verlagsunternehmen in Augsburg und als der Verfasser seiner klaren und eindeutigen sozialpolitischen Werke schon so weit bekannt, ja berühmt geworden, daß er 1854 nach München in die Staatswissenschaftliche Fakultät berufen wurde. Dem König MAXIMILIAN II.* war diese Vokation besonders wichtig, denn auch ihm war die „réorganisation de la société européenne“ ein zentrales Problem der Zeit. Riehl hat die moderne Gesellschaft nicht in die ruhigen Bahnen bringen können; das ist aber auch sonst niemandem gelungen. Was er in München durch

Jahrzehnte gewirkt, geschaffen und erlebt hat, ist in der 1954 erschienenen umfassenden Biographie, die wir einem anderen großen akademischen Lehrer der Volkskunde, Viktor v. Geramb verdanken, aufgezeichnet. In unserer Akademie hat Riehl in der öffentlichen Sitzung vom 30. März 1864 den in der Wissenschaft auch heute noch wesentlichen Vortrag über den Begriff der bürgerlichen Gesellschaft gehalten; er ist in den Sitzungsberichten und auch in der Krönerschen Auswahl seiner Werke 1935 abgedruckt; er gibt die begriffliche Definition und läßt die Quintessenz seiner Reformanschauungen erkennen. Im übrigen war Riehls schriftstellerische Tätigkeit ebenso enorm wie die Zahl der Vorträge, die er jahraus jahrein in allen Gegenden des deutschen Vaterlandes gehalten hat, vornehmlich in der vorlesungsfreien Zeit. Viele im eigentlichen Sinne geschichtswissenschaftliche Arbeiten haben ihm auch in der Geschichte der Historiographie einen bedeutenden Platz gesichert. Voran stehen da die „Kulturstudien aus drei Jahrhunderten“ (1859), worin sich so wesentliche geschichtliche Essays finden wie der über Augsburgs reichsstädtische Zeit und der über den Homannschen Atlas. Ferner ist das von König Maximilian II. angeregte Buch über die Pfälzer zu nennen – nur den linksrheinischen bayerischen Regierungsbezirk behandelnd, 1858 zum ersten Male erschienen. Weiterhin hat Riehl auf Veranlassung von König und Regierung das fünfbändige Werk „Bavaria“ herausgegeben, eine Landes- und Volkskunde des Königreiches, ein oft konsultiertes Werk, dessen Neubearbeitung durch unsere Akademie mehrfach erwogen worden ist. Riehl selbst hat hier den ersten, Oberbayern behandelnden Band verfaßt; dieser ist 1860 im Druck erschienen, das ganze Werk war 1868 vollendet.

Es waren die Jahre, in denen sich so vieles entschieden hat, das nachwirkt bis auf den heutigen Tag. Kein anderes Jahr des vorigen Jahrhunderts hat ja so sehr Epoche gemacht wie 1859. Die Nationalsouveränität – in Westeuropa seit 1789 zum Durchbruch gekommen – begann nun auch in Mitteleuropa ihren Siegeszug. In dem einen Monat Juni 1859 haben Franzosen und Piemontesen gemeinsam auf den Schlachtfeldern von Magenta und Solferino die Österreicher geschlagen, sie aus der Lombardei vertrieben. Und schon stand Bismarck bereit – „in Vollkraft und Ungeduld“ –, die sardinische Methode auch nördlich der Alpen zu praktizieren; schon wurde durch den Sieg des Risorgimento in Italien auch die deutsche Nationalbewegung aktiviert, es bildete sich der Deutsche Nationalverein, es formierten sich von neuem Turner, Schützen und Sängere; am 9. November feierte man überall in den deutschen Städten das Säkularfest von Schillers Geburt, mit maßlosem Pathos und bei Enthüllung zahlreicher Schillerdenkmäler. Napoleon III., dieser „incorrigible rêveur“, hatte zwei schlafende Völker geweckt, so daß ihre verstreuten Glieder sich bald zu zwei festen Nationen fügten. Die

Siege der Italiener bereiteten 1859 der tausendjährigen Stellung der Deutschen in Italien ein endgültiges Ende; die Solidarität der erwachenden, der ihrem Eigenleben zurückgegebenen Nationen schien in der Tat sich zu verwirklichen, alle schienen zu Opfern bereit, damit endlich das neue Prinzip gelte, daß kein Staat mehr sei, der Völker des gleichen Stammes trenne, und kein Staat mehr, der Völker verschiedenen Stammes aneinanderbinde. Aber so rasch vollzog sich alles durch das schnelle und entschlossene Handeln des Grafen Cavour, daß die Nationalisten – Deutsche, Tschechen, Magyaren, Serben – gar nicht dazu kamen, einzugreifen und das Reich der Habsburger zu zerstören. Mit großem Jubel ist damals Italien aufgenommen worden in den Kreis der freien Völker Europas. Wie ist Garibaldi 1864 bei seinem Besuch in England gefeiert worden! Wie vorbildlich erschien den Zeitgenossen das Risorgimento, das sich durchgerungen hatte auf den Weg, den aufstrebende Nationen nach der Meinung der Zeit zu beschreiten hatten – ein neues Königreich, eine einheimische Dynastie, eine liberale Monarchie mit dem „re liberatore“ an der Spitze, ein konstitutioneller, ein parlamentarischer Staat, ganz Freiheit der Person und des Eigentums, und doch zugleich ein Militärstaat und in Verbindung mit den großen Mächten und ein starker Impuls für die Deutschen! Wie sprach damals Cavour zum preußischen Gesandten: das deutsche Volk werde dem italienischen noch einmal dankbar sein, daß es ihm gezeigt habe, wie die Einheit zu schaffen sei. Noch nach zwei Menschenaltern ist in der Geschichtsschreibung des Benedetto Croce der Stolz jener Tage lebendig geblieben, der das Risorgimento rühmte, daß es immer als eine besonders glückliche und klare Verwirklichung dessen dastehen werde, was der europäische Geist seit 1815 erstrebt und ersehnt hatte – wie nämlich aus universalistischem und kosmopolitischem Denken das nationale Denken geworden ist, ohne daß darüber Humanität und das Gefühl für das Allgemeine verlorengegangen wären! Der Nationalismus des 20. Jahrhunderts ist dann anderer Art geworden. Immerhin vernahm man 1859 in Europa genug über die gräßlichen Szenen auf dem Felde von Solferino. Und noch war in den 60er Jahren nicht abzusehen, wie der italienische Nationalstaat seine Hauptstadt erringen könne. Noch lag vor ihm die unge löste „questione romana“.

Alle diese gewaltigen Eindrücke haben in der Bayerischen Akademie stärkeren Widerhall gefunden als in jeder anderen wissenschaftlichen Korporation. Man lebte hier Italien am nächsten. Wie unter den italienischen Katholiken so gab es auch unter den bayerischen gewichtige Stimmen, denen die weltliche Herrschaft des Papstes problematisch, ja unhaltbar geworden schien; die Mehrheit aber empfand es als Einbuße, wenn der Nationalismus über die letzten universalen Mächte triumphierten sollte. Seit Jahrzehnten

war in der Welt über die römische Frage debattiert worden, man hatte sie anwachsen sehen, nun war sie akut geworden. Im bayerischen Lande, in der Hauptstadt, in der Akademie schieden sich unter den Katholiken die Geister an dieser Frage. Döllinger hat sie öffentlich behandelt. Im April 1861 hat er in den Odeonsvorträgen zum großen Aufsehen der ganzen Stadt die Möglichkeit erörtert, daß der Verlust des bisherigen weltlichen Besitzes des Papstes auf italienischem Boden im Rate der Vorsehung beschlossen sein könne. Aber wo er in seinem Buche über Papsttum und Kirchenstaat hiervon handelte, fügte er hinzu: „Die griechische Mythe sagt: als ein neuer Gott, Apollo, habe geboren werden sollen, da sei die Insel Delos aus dem Meere emporgestiegen, um dem Gotte als Geburtsstätte zu dienen. Wir können zuversichtlich erwarten, daß, was auch kommen möge, dem Stuhle Petri sein Delos nicht fehlen wird, und sollte es erst aus dem Meere emporsteigen“.

Andererseits gab es in der bayerischen Hauptstadt und zumal in der Akademie auch zahlreiche Gelehrte und Schriftsteller, denen mehr noch als an der römischen Frage an der Lösung der damals sogenannten „deutschen Frage“, am Ausschluß Österreichs und jeder universalen Macht aus Deutschland gelegen war. Sie haben jetzt nicht gezögert, sich in jene Front des anti-habsburgischen Schrifttums einzureihen, die von den Schmalkaldenern und den Niederländern in lückenloser Folge bis zu den Patrioten, den „Demagogen“ aller erwachenden Nationen reicht. Wenige Wochen nachdem das Schillerfest vorübergerauscht war, am 28. November, dem Geburtstag des Königs, hat HEINRICH V. SYBEL*, der Historiker der Universität München, als Mitglied der Akademie in deren Feierstunde jenen Festvortrag gehalten über die neueren Darstellungen der deutschen Kaiserzeit, womit die berühmteste Kontroverse unserer deutschen Geschichtswissenschaft anhub. Die nationale Bewegung der Deutschen seit den Tagen der Romantik hatte sich bisher erhoben an dem Stolz auf die großen Kaiser des deutschen Mittelalters – man denke an den Freiherrn vom Stein, an Johann Friedrich Böhmer, der die Itinerare der Kaiser in der Form von Regesten festgelegt hat, und an Friedrich v. Raumer, den Geschichtsschreiber der Hohenstaufen, auch an die Dichter Ludwig Uhland und FRIEDRICH RÜCKERT*. Die einen hatten die Romfahrten im Dienste der Christenheit, die anderen die Kämpfe mit den Päpsten in den Vordergrund geschoben; allen aber war das Kaisertum die größte Erinnerung der deutschen Geschichte gewesen, an der man auch das nationale Denken der Gegenwart zu entzünden und wachzuhalten gedachte. Soeben noch, 1855, hatte WILHELM GIESEBRECHT* den ersten Band seines Lebenswerkes, der „Geschichte der deutschen Kaiserzeit“, vorgelegt, das er in der Folge in fünf Bänden bis zum Tode Barbarossas geführt hat. Daß er vieles noch in romantischer Verklärung gesehen hat, läßt sich nicht leug-

nen. Sybel aber gab dies den Anlaß – und die Ereignisse in Oberitalien haben ihn hierzu ermutigt –, die ganze Italienpolitik der alten Kaiser als verfehlt zu bezeichnen: die Kaiser hätten besser getan, den Osten des Reiches gegen die Slaven zu sichern und das Deutschtum dort weiter auszubreiten, statt in Italien das deutsche Blut zu verströmen. Ihm hat JULIUS FICKER 1861 geantwortet – auch er wie Sybel und Giesebrecht ein Norddeutscher; er war ein Schüler Dahlmanns und nun in Innsbruck zum Österreicher geworden. Er hat alle Gesichtspunkte zusammengetragen, warum Mitteleuropa den Zugang zum Mittelmeere haben mußte und daß die deutsche Nation aus ihrer Stellung in Italien Kraft gewann auch für die Abwehr der Slawen. Er fand, daß die Kaiser des Mittelalters keine Romantiker gewesen, sondern Männer mit Wirklichkeitssinn und daß das Reich nicht grenzenlos war, sondern ein festes Staatsgebilde, bestehend aus Deutschland, Burgund und Italien. Die gelehrte Kontroverse zwischen Innsbruck und München hat sich dann ausgeweitet, es war ein Für und Wider von höchster Aktualität: welchen Weg soll das deutsche Volk gehen? Soll es Österreich verteidigen und also die Tschechen, die Ungarn, die Italiener abhalten, den Kaiserstaat zu zerstören? Das Dazwischentreten Bismarcks hat dann eine Lösung gegeben, die freilich auch nicht von Dauer war.

Noch ein anderes Geschichtswerk ist damals erschienen und zeigt, wie tief das Risorgimento eingewirkt hat in die deutsche Wissenschaft. Eben wieder in diesem ereignisreichen Jahre 1859 hat FERDINAND GREGOROVIVUS*, der als freier Schriftsteller in Italien lebte, den ersten Band seines Lebenswerkes, die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, vorgelegt; in acht Bänden hat er das Werk dann zu Ende geführt. Plan und Vorarbeiten reichten schon einige Jahre zurück, aber das Werk entstammt der Zeit, da die römische Frage schon jahrzehntelang diskutiert war und die weltliche Herrschaft des Papstes jetzt offensichtlich ihrem Ende entgegenging. Der Standpunkt des Autors ist kaiserlich und antipäpstlich, vor allem aber municipal und vom Geiste des Nationalismus belebt. Es wird die Stadtgeschichte geschrieben; das Thema ist, wie die Römer sich der natürlichen Funktion ihrer Stadt bewußt zu werden streben, Hauptstadt Italiens zu sein. Mit dem „Sacco di Roma“, dem Einbruch der Habsburger in die römische Stadt, schließt das Werk. Den großen Erfolg verdankte der Autor neben seinem hohen schriftstellerischen Vermögen eben dieser Zeitgebundenheit seines Standpunktes. Wo der Kampf um die „römische Frage“ vor und nach der Einnahme Roms durch die Truppen des neuen Königreiches in der ganzen abendländlichen Christenheit mit Beifall oder Mißfallen der Zeitgenossen mitgekämpft wurde, ließ man sich gerne und mit Nutzen darüber unterrichten, wie Senat und Volk der vielgeliebten und vielbesuchten Ewigen Stadt sich neben Papst

und Kaiser behauptet hatten und was die Päpste als Stadtherren geleistet und was sie versäumt haben. In Rom und in München wurde der Autor geehrt und gefeiert; er wurde schon 1865, als die römische Frage in München so heiß umkämpft war, von der Majorität zum Mitglied unserer Akademie gewählt, 1876 aber ist er Ehrenbürger der Stadt Rom geworden. Im Alter hat er seinen Wohnsitz nach München verlegt; seine Briefe hat Waldemar Kampf gesammelt, sie werden bald veröffentlicht.

In jenem vielberufenen Jahre 1859 hatte unsere Akademie ihr erstes Jahrhundert vollendet. Ein Jahr vorher war nach dem Willen des Königs Maximilian II. und nach den Entwürfen Leopold Rankes durch königliches Statut die „Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften“ gegründet worden. Diese hat daher im vorigen Jahre ihre Säkularfeier begehen können und dabei eine umfangreiche Festschrift im Drucke vorgelegt, worin von heutigen Mitgliedern der Kommission die Geschichte und die Verdienste dieser akademischen Körperschaft niedergeschrieben sind. Unsere Darstellung über die Pflege der Geschichtswissenschaft in der Bayerischen Akademie können wir daher hier abschließen und für alles Weitere auf jene andere Festschrift verweisen. Die Historische Kommission hat in den hundert Jahren ihres Bestehens Großes geleistet. Sie hat die „Jahrbücher der deutschen Geschichte“ seit dem frühen Mittelalter aus den primären Quellen in 37 Bänden bearbeitet, die Reichstagsakten des alten Reiches in bisher zwei Reihen gesammelt und publiziert, im ganzen sind es bis jetzt 24 Bände. Die Chroniken der deutschen Städte umfassen 36 Bände, die deutschen Handelsakten 12 Bände, die Wittelsbachischen Korrespondenzen bestehen aus 27 Bänden, die Deutschen Geschichtsquellen des 19. und 20. Jahrhunderts sind auf 42 Bände angewachsen, die Allgemeine Deutsche Biographie zählt 56 Bände, die Neubearbeitung – Neue Deutsche Biographie genannt – steht beim dritten Bande. Die rund 250 Bände der „Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften“ finden sich in allen großen Bibliotheken auch des Auslandes, sie haben die Kenntnis der Quellen zur neueren deutschen Geschichte und den Namen der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in der ganzen gelehrten Welt verbreitet.